

Pfarrer Jörg Zimmermann

**Predigt zu 2. Korinther 1,3-7,
gehalten am 14.03.2010
in der Thomaskirche Bonn-Röttgen**

„Gelobt sei Gott, der Vater unseres Herrn Jesus Christus, der Vater der Barmherzigkeit und Gott allen Trostes, der uns tröstet in aller unserer Trübsal, damit wir auch trösten können, die in allerlei Trübsal sind, mit dem Trost, mit dem wir selber getröstet werden von Gott.

Denn wie die Leiden Christi reichlich über uns kommen, so werden wir auch reichlich getröstet durch Christus. Haben wir aber Trübsal, so geschieht es euch zu Trost und Heil. Haben wir Trost, so geschieht es zu eurem Trost, der sich wirksam erweist, wenn ihr mit Geduld dieselben Leiden ertragt, die auch wir leiden. Und unsre Hoffnung steht fest für euch, weil wir wissen: wie ihr an den Leiden teilhabt, so werdet ihr auch am Trost teilhaben.“

Liebe Gemeinde,

wir befinden uns in diesen Wochen mitten in der Passionszeit. Das ist eine ernste Zeit, in der wir das Leiden und Sterben Jesu bedenken. Der Karfreitag steht gleichsam bereits am Horizont. Dann jedoch: mitten in der Passionszeit der heutige Sonntag: Lätare, zu deutsch: *sich freuen!* Ein Sonntag der Freude also mitten in einer Zeit des Leidens. Warum mag die Kirche das so vorgesehen haben? Halten wir vielleicht die mehrwöchige Besinnung auf das Leiden einfach nicht aus, so dass zwischendurch mal wenigstens ein kleines bisschen auf „gut Wetter“ gemacht werden soll?

Nein, liebe Gemeinde, das ist gewiss nicht gemeint. Um herauszufinden, was gemeint ist, begeben wir uns auf die Spur dessen, was der Apostel Paulus hier zu Beginn seines 2. Korintherbriefes schreibt: er schreibt – mit Martin Luther gesprochen: von Trübsal und Trost.

Von der „Trübsal“, also vom Leiden, von Not und Bedrängnis weiß Paulus eine Menge zu erzählen. Ob es um seine ständig angegriffene Gesundheit geht, um die Bedrohungen und Verfolgungen, denen er als Apostel Jesu ausgesetzt ist, um seine diversen Gefängnisaufenthalte oder auch um seine Verzweiflung angesichts dessen, dass die von ihm gegründeten christlichen Gemeinden häufig in Zank und Streit verstrickt sind – all dies setzt Paulus enorm zu und lässt ihn fast irre werden. Gerade was die Verhältnisse in der christlichen Gemeinde in Korinth angeht, an die er diesen Brief richtet, gibt es mehr als genug Anlass zur Klage; wer den Brief weiter liest, wird fast auf jeder Seite davon hören.

Und doch beginnt Paulus seinen Brief nicht mit einer Klage, sondern mit einem Lobpreis Gottes. Denn erstaunlicherweise weiß er sich inmitten seiner ganzen Trübsal von Gott getragen und „getröstet“, wie er gleich mehrfach sagt.

Wie sollen wir uns das vorstellen: von Gott getröstet zu werden? Paulus führt dazu nicht viel Präzises aus, aber er verbindet sowohl sein Leiden, das ihn plagt, als auch den Trost, der ihm zuteil wird, mit dem Namen Jesus Christus. Er sagt: **So wie die Leiden Christi reichlich über uns kommen, so werden wir auch reichlich getröstet durch ihn.** Und Paulus tut noch etwas: er bindet den Trost, den er empfängt, daran, diesen Trost sofort weiterzugeben, an andere, die ebenfalls in Trübsal leben, und dazu zählt er auch die Gemeinde in Korinth.

Wie kommt Paulus dazu, sich sowohl im Leiden als auch im Trost Christus verbunden zu wissen? Nun, was das Leiden anbetrifft, so sahen wir bereits: Paulus wird in verschiedener Hinsicht immer wieder an den Rand seiner Existenz geführt: gesundheitlich – er spricht da an anderer Stelle von seinem „Stachel im Fleisch“, offenbar eine chronische Krankheit, die ihn fortwährend quält. Die ständige Bedrohung, zum Teil Verfolgung durch die Römer, die Inhaftierungen – Paulus konnte wirklich nicht wissen, wie lange das noch gut gehen würde. Schließlich der ganze Ärger im zwischenmenschlichen Bereich... sein Streit mit Petrus, seine Trennung von den „Kollegen“ Barnabas und Markus, mit denen er hart aneinander geraten war, schließlich seine Verzweiflung vor allem über die Korinther und Galater. Nun war Paulus beileibe auch kein einfacher Charakter und hat sicherlich das Seine zu diesen ganzen Konflikten beigetragen. Aber wer wollte bestreiten, dass er andererseits auch selber ganz enorm darunter gelitten hat? In der Summe stellt es sich mir so dar: mit seinem ganzen Leben steht Paulus für die Botschaft von Jesus Christus ein – das kann es nun mal mit sich bringen, dass man wie Christus selber auch von allen Seiten angefeindet wird und ein in jeder Hinsicht ungesichertes Leben führt, bei dem man heute nicht weiß, was einem morgen bevorstehen mag.

Doch genau in diese Situation hinein kommt Paulus auch der Trost Christi zugute. Ich kann mir das nur so vorstellen: Paulus weiß: je nachdem wie es kommt, kann mir Dasselbe widerfahren, was Christus widerfahren ist. Dann weiß ich aber zugleich: ebenso wie Gott ihn, seinen Sohn, nicht preisgegeben hat, so wird er auch mich nicht preisgeben. Und selbst wenn der Tod mich ereilt: er wird mich sozusagen wieder hergeben müssen, ebenso wie er Christus wieder hergeben musste. Die Gewissheit, dass das so ist, gibt mir heute schon Trost. Ich weiß mich Christus nah: im Leiden, aber zugleich und noch viel mehr darin, dass das Leiden nicht das letzte Wort über mich sprechen wird.

Liebe Gemeinde, lassen Sie uns an dieser, wie ich meine: entscheidenden Stelle des Bibeltextes und zugleich unseres gesamten Glaubens noch einen Moment verweilen: nicht wahr: wir haben ja immer insgeheim die Befürchtung, so manches tröstliche Wort wird sich am Ende nicht als echter Trost, sondern höchstens als billige Vertröstung erweisen. Das erleben wir dann so, wenn tröstlich gemeinte Worte von solchen Menschen gesprochen werden, bei denen wir gleich merken: die wissen im Grunde gar nicht, wie sehr ich leide; die haben so was offensichtlich selber noch nicht erlebt und reden jetzt zwar gut gemeint, aber eben nicht wirklich gut daher. Solche Rede ist dann nicht nur kein echter Trost, sondern sie vergrößert unseren Schmerz sogar noch. Lieber gar nichts sagen als billige Vertröstungen geben.

Nun erlebt Paulus aber Christus gerade nicht als billigen Vertröster, sondern als echten Tröster, der ihn wirklich in seinem Leiden, in seiner Trübsal erreicht. Warum? Weil Christus das alles auch erlebt hat, was Paulus erleben muss. Er redet nicht aus sicherer Distanz, sondern letztlich von der Perspektive des Kreuzes aus. Und so ist Christus für Paulus immer wieder in seinen Briefen pointiert und dezidiert der Gekreuzigte. Wenn der zu einem Leidenden spricht, dann spricht da jemand, der den Leidenden kennt, weil er das Leiden kennt. Dem muss der Leidende auch nicht groß erklären, was mit ihm ist. Der weiß vielmehr längst Bescheid, und er weiß, was dem Leidenden gut tut und was nicht.

Und: was tut dann gut? Nun, besonders schlaue Reden jedenfalls nicht. Paulus zitiert interessanterweise hier nicht ein einziges Jesuswort. Vielsagend ist ja überhaupt häufig nicht der, der Vieles sagt. Sondern der ganz einfach da ist, der eine Situation mit dir aushält, wo die Worte fehlen. Schon bei Hiob erwiesen sich die so genannten Freunde, die dem Geplagten mit großen Reden den Grund seines Leidens erklären wollten, als gänzlich untauglich.

Der Hamburger Theologe Fulbert Steffensky beschreibt eindrücklich, wie es ihm nach dem völlig unerwarteten und plötzlichen Tod seiner Frau, der Theologin Dorothee Sölle, erging: *„Den tiefsten Trost aus jener Zeit will ich nennen, es waren Freunde und Freundinnen, die mich oft besuchten und die den Schmerz ehrten. Sie haben keine tröstenden Worte*

gefunden, sie waren da und sie haben sich von meinem Unglück nicht vertreiben lassen. Wir haben über die Tote gesprochen, die Lieder gesungen, die sie mochte, ihre Texte gelesen. Die Trauer wurde nicht gemildert, aber geteilt.“

Ganz ähnlich ist es bei der so genannten Notfallseelsorge: da werden wir gerufen, wenn etwas ganz Schlimmes passiert ist. Praktisch immer geht es um einen völlig unerwartet verstorbenen Menschen. Wer da lange Reden halten will, wird kaum als hilfreich erlebt. Häufig komme ich mir bei solchen Einsätzen total klein und hässlich vor. Ein Notfallseelsorger erzählt von folgender Situation: da hatte eine Frau es mit angesehen, wie ihr eigener Mann vom Auto überfahren worden war. Völlig unter Schock saß sie im Rettungswagen. Der Seelsorger ging zu ihr. Und immer wieder stellte sie weinend-schreiend die Frage: Warum? Was hat er denn verbochen? Dem Seelsorger fehlten die Worte. Er legte der Frau die Hand auf die Schulter und stammelte nur: Ich weiß es doch auch nicht. Und als er merkte, dass sie die Hand nicht zurückwies, ließ er sie auf der Schulter der Frau liegen und streichelte sie dezent. Als der Einsatz vorbei war, fuhr er ganz benommen nach Hause und fühlte sich hundeehend. Und dann, 2 Wochen später, bekam er einen Brief von der Frau, der die Worte enthielt: Vielen Dank, Sie haben mir so sehr geholfen.

Ich bin mir ganz sicher: alle guten Worte, die Jesus gesprochen hat, haben die Menschen seiner Zeit und aller Zeiten nur in dem Maße erreicht, wie sie gesehen haben: es waren eben nicht nur Worte. Sondern diese Worte waren und sind Ausdruck dessen, dass sich da jemand – ja nicht nur „jemand“, sondern Gott selbst in unser Leben hineingegeben hat. Dadurch, dass er selbst den Tod auf sich genommen hat, wird er glaubwürdig als unsere Hoffnung, wenn wir selbst dem Tod auf die eine oder andere Weise gegenüberstehen.

Ein afrikanischer Theologe brachte mir vor Jahren die Vorstellung Jesu als des „wounded healer“, des verwundeten Heilands, nahe. Der kann heilen, weil er selbst weiß, was es heißt, verletzt zu sein. Im Grunde ist das doch auch unsere eigene Erfahrung: warum sonst sind die so genannten „Selbsthilfegruppen“ in den letzten Jahren und Jahrzehnten so wichtig geworden? Da treffen sich Menschen, die einander helfen können, weil sie von sich selber her wissen, wie der Hilfsbedürftige dran ist und sich fühlt.

Nun kann man natürlich die Gegenfrage stellen: damit jemand helfen kann, ist es dafür nicht gerade notwendig, dass er nicht selber in den Strudel des Leides hineingerissen wird, aus dem er andere befreien soll? Ebenso wie ein Kranker ja in der Regel auch nicht nur zur Selbsthilfegruppe geht, sondern zugleich seinen Arzt aufsucht! Wie sollte derjenige, der mit im Sumpf sitzt, andere aus ihm herausziehen können?

Diese Gegenfrage hat natürlich auch ihre Berechtigung. Wir sind also mit einer Spannung konfrontiert: um helfen zu können, bedarf es sowohl dessen, dass der Helfer das Leiden, die Trübsal sozusagen von innen her kennt, als auch dessen, dass er einen festen Standpunkt außerhalb dieses Leidens, dieser Trübsal hat. Im christlichen Glauben hat sich unter anderem durch diese Spannung die Rede vom dreieinigen Gott herausgebildet. Weil bei Gott, davon waren bereits die frühen Christen überzeugt, das logisch Unvereinbare zusammenfällt: s

Die Innen- und zugleich die Außenperspektive, die größte und intensivste Anteilnahme an allem, was einem Menschen an Schicksal auferlegt sein kann, und zugleich die volle Macht, dieses Schicksal zu wenden.

Würden wir nur eines von beidem von Gott sagen, dann würden wir seiner Größe und Unbegreiflichkeit nicht gerecht: die Vorstellung eines Gottes, der lediglich über dieser Welt thront, aber sich nicht auf sie einlässt, bleibt kalt, distanziert. In der Theologie nennt man diese Vorstellung das „Apathieaxiom“, zu deutsch: die Voraussetzung der Leidensunfähigkeit Gottes. Was zunächst möglicherweise attraktiv anmutet: ein Gott, der jedem Leiden entzogen ist, wird bald richtig gruselig: Gott wie ein Roboter, der zu keiner Gefühlsregung fähig wäre. Der biblische Gott wäre das ganz sicher nicht; der wird ja vielmehr immer wieder mit

ganz menschlichen Zügen gezeichnet, bis hin eben dazu, dass es von Jesus im Kolosserbrief heißt: ***In ihm wohnt die ganze Fülle der Gottheit leibhaftig. (Kolosser 2,9)***

Und doch geht auch mit Blick auf Jesus im Neuen Testament niemals das Gegenüber zwischen Gott und Mensch verloren, und so sehr Jesus Anteil an Gott hat, wird zwischen ihm, dem Sohn, und seinem Vater unterschieden. So kommt es dann auch zu der Aussage, dass der Vater den Sohn vom Tode auferweckt hat. Ein lediglich mit dem Menschen Jesus sterbender Gott könnte dies nicht tun.

Wir sehen also, dass wir von Gott nicht eindimensional sprechen können. Diese Einsicht ist Hintergrund der Rede von der Dreieinigkeit Gottes. Bekanntlich nehmen Judentum und Islam daran Anstoß und fürchten, hier gehe die Einheit Gottes verloren. Ich sehe das ganz anders: hier kommt vielmehr die unvergleichliche Größe Gottes erst voll zum Tragen. Monotheismus darf nie zur Eindimensionalität werden. Damit würde gerade der Grundsatz verraten, der im Sinne aller 3 monotheistischen Religionen im Islam auf die so schöne Formel gebracht worden ist: „Allahu akbar“ – Gott ist groß, ja ganz präzise: „Gott ist größer“ – immer noch größer als alles, was wir uns von ihm nur vorstellen können!

Für Paulus ist aber nicht nur dies wichtig, dass Gott in Christus unsere Trübsal teilt und uns gerade deshalb auch in ihr trösten kann. Er fügt noch etwas ebenso Wichtiges hinzu: Gott tröstet uns, so schreibt er: **„damit wir auch trösten können, die in allerlei Trübsal sind, mit dem Trost, mit dem wir selber getröstet werden von Gott.“**

Hier spricht Paulus wiederum einen Grundsatz des christlichen Glaubens an: wer getröstet wird, der wird mit seinem Trost nicht alleine bleiben, sondern ihn weiter geben. Christlicher Glaube kann schlechterdings nicht egoistisch sein und sich von Gott gewissermaßen wie in einem Wellnesshotel die Seele streicheln lassen, ohne einen Gedanken daran zu verschwenden, dass der so Getröstete nun auch anderen das zukommen lassen sollte, was er selber empfangen hat.

Ich finde, dazu passt sehr gut das, was wir im neuen Gemeindebrief zu entfalten versucht haben: dass Glaube grundsätzlich etwas mit „Aufbrechen“ zu tun hat. Das gilt eben auch, wie wir hier bei Paulus sehen, für den Trost in der Trübsal. Wer den empfangen hat, der will aufbrechen, um ihn mit anderen teilen, und der will damit zugleich das Leiden des Anderen aufbrechen, gemäß dem vielleicht etwas abgegriffenen, nichtsdestoweniger völlig zutreffenden Sprichwort: *Geteiltes Leid ist halbes Leid, geteilte Freude ist doppelte Freude*. Dies ist das im besten Sinne des Wortes „Missionarische“ am christlichen Glauben: wer da selber erlebt hat, wie wohltuend dieser Glaube sein kann, der will auch andere Menschen daran Anteil haben lassen.

Umgekehrt gilt natürlich wiederum: nur wer zunächst selber Trost empfangen hat, kann diesen dann auch weitergeben. Das ist wie Einatmen und Ausatmen. Wer nie Gelegenheit hat, selber sozusagen „Trost zu tanken“, der wird schwerlich in der Lage sein, andere zu trösten. Ständig geben zu sollen, ohne selber auch nehmen zu dürfen – das geht nicht lange gut. Gerade wir Pfarrerinnen und Pfarrer müssen uns das immer wieder klarmachen und zusehen, dass auch wir selber unsere Trösterinnen und Tröster haben! Nur so können wir dann auch andere trösten.

Wobei, noch einmal sei es gesagt: Trost ist nicht einfach „machbar“. Er kann sich letzten Endes immer nur ereignen. Aber eine Voraussetzung dafür, dass dies geschehen kann, gibt uns der Apostel nachdrücklich mit auf den Weg: so wie der Trost Christi auf dem Hintergrund dessen glaubwürdig ist, dass Christus selber Leid und Tod nicht umgangen, sondern auf sich genommen hat, so wird auch die Glaubwürdigkeit unseres Trostes davon abhängen, ob die Menschen spüren: da ist jemand, der hat vielleicht keine klugen Worte für mich, aber der ist bereit, da zu bleiben, wo jeder – und auch er selber! – am liebsten wegrennen würde. Der ist bereit, das Unerklärliche, ja das Unerträgliche mit mir auszuhalten.

Weder versucht er sich an gewagten Erklärungen, noch lässt er mich allein. Er – oder sie – ist ganz einfach da und bleibt da.

Liebe Gemeinde, dieses Dableiben ist häufig alles andere als leicht. Wir sehnen uns nach Distanz von solchen Situationen, wo wir nicht Regie führen können. Aber machen wir uns bitte immer wieder klar: Jesus hat auch nicht die Distanz gesucht, als es für ihn hart auf hart kam. Sondern er blieb; er ging seinen Weg weiter und zuende: „**Nicht mein, sondern dein Wille geschehe.**“ (Lukas 22,42)

Die Kirche hat diese Haltung Jesu immer sehr wichtig genommen; ja sie hat das Kreuz zu ihrem wichtigsten Symbol gemacht. Ein Symbol des Leidens und des Todes, ja! Aber natürlich nicht, weil sie so morbide wäre, dass sie Leiden und Tod verherrlichen wollte. Sondern um zu zeigen: der da gehangen hat, der ist wirklich in der Lage, auch uns hier und heute Trost und Hoffnung zu geben.

Wie Sie vielleicht wissen, ist das Kreuz als wichtigstes Symbol der Kirche heute durchaus umstritten. Zu „negativ“ komme es rüber, ja richtig todesfixiert sei der christliche Glaube, so oder ähnlich heißt es dann. Ich halte diese Meinung für ein großes tragisches Missverständnis: gerade nicht um das Festschreiben der Trübsal darf es gehen! Wohl aber darum, ihr ins Auge zu blicken, sie auszuhalten mit denen, die unmittelbar unter ihr leiden. Denn gerade daraus erwächst echter Trost, wie auch das Kreuz in der christlichen Kunst dann gern als so genannter „Lebensbaum“ gedeutet wird, der auf einmal Früchte zu treiben beginnt.

An dies alles will uns der Sonntag „Lätare“ erinnern. An die Möglichkeit der Freude mitten im Leiden, die aus solchem glaubwürdigen Trost erwächst, wie Christus, der Mensch gewordene Gottessohn, ihn für uns bereit hält und wie wir aufgefordert sind, ihn auch an andere weiterzugeben.

Da ist „Lätare“ dann kein oberflächliches Gespaße, sondern bringt Grund und Boden in unser Leben oder hält zumindest den Gedanken wach, dass Gott Grund und Boden für uns bereit hält. Anders gesagt: so bringt der Sonntag „Lätare“ schon ein kleines bisschen Ostern in die Passionszeit hinein. Das lässt hoffen: auf Trost, auf Leben, letztlich auf das Ende alles Leidens, auf vollständige Erfüllung. Wie gut, dass Paulus diese Hoffnung unter uns lebendig hält! Amen.